

ANALEKTEN.

1.

Eine angebliche Schrift Hippolyts.

Von

Karl Holl in Berlin.

Im Jahre 1903 erfuhr man aus einer Mitteilung in der Revue de l'instruction publique en Belgique t. 46 p. 19 f., daß Franz Cumont in Kleinasien einen für die Patristiker interessanten Fund gemacht hatte. Er entdeckte in dem cod. 47 des berühmten Sumelaklosters bei Trapezunt auf f. 134—138^v ein Stück mit der verheißungsvollen Aufschrift:

Ἰππολύτου πάπα Ῥώμης λόγος παραβολικὸς εἰς <τὴν> παροῦσαν ζωὴν ταύτην τοῦ ἀνθρώπου καὶ περὶ τοῦ ὄφεως.

Zwei Jahre später gab Cumont in derselben Zeitschrift (1905 p. 1 ff.) den vollständigen Text heraus.

Den Inhalt der kurzen Schrift bildet eine nicht üble Allegorie. Auf dem Hofe eines Bauern befindet sich eine giftige Schlange. Im Begriff sie zu töten, entdeckt der Bauer in ihrem Loch ein Geldstück. Das bewegt ihn, sie zu schonen. Die Schlange lohnt ihm dafür, indem sie ihm täglich zehn Geldstücke liefert. Wie er sicher gemacht ist, beißt sie sein Pferd. Auf neue beschließt der Betroffene, das gefährliche Tier umzubringen. Aber er überlegt sich die Sache noch einmal rechnerisch. Das Ende ist, daß er sie am Leben läßt. Das Spiel wiederholt sich immer. Die Schlange tötet das Kind, dann die Frau des Bauern, zuletzt greift sie ihn selbst an. Jedesmal siegt die Habgier über den ersten Vorsatz. Nach dem Tode der Frau, als er fest entschlossen erscheint, dem Tier den Garaus zu machen, besticht ihn eine Perle, die jetzt statt des gewohnten Geldstücks in der Höhle der Schlange blinkt. Zweimal heilt ihn Gott wieder, als er selbst gebissen wurde. Wie er auch dann die Schlange nicht

tötet, ist Gottes Nachsicht erschöpft. Die Schlange beißt ihn zum dritten Male, jetzt ins Herz.

Die Echtheit des Stückes hat der Entdecker von Anfang an entschieden bezweifelt. Schon in seinem ersten Bericht erklärte Cumont die Schrift für apokryph. Andere jedoch haben nicht ebenso leicht auf den Namen Hippolyts verzichten wollen. Hans Achelis, dem Cumont schon im Jahre 1903 eine Abschrift zusandte, meinte trotz aller Skepsis mit der Möglichkeit rechnen zu müssen, daß die Erzählung wenigstens indirekt auf Hippolyt zurückginge ThLZ. 1903, S. 656. Noch entschiedener hat Holzhey in der Theol. Revue 1904, S. 150 f. für Hippolyt gesprochen. Er glaubt in einer Stelle der syrischen Didaskalia (ed. Lag. S. 74, 1 ff.) eine Anspielung auf unsere Allegorie gefunden zu haben und hält damit offenbar die Herkunft von Hippolyt für gesichert. Cumont ist trotzdem bei seiner Ablehnung verharret. Gegen Holzhey wendet er mit Recht ein, daß die Berührung doch nur eine sehr entfernte sei. Die Übereinstimmung zwischen „Hippolyt“ und der Didaskalia beschränkt sich auf das Bild der schatzhütenden Schlange, ein Motiv, das der Verfasser der Didaskalia wahrlich nicht erst von einem Autor des 3. Jahrhunderts zu entlehnen brauchte.

Schon vor längerer Zeit bin ich auf die Vermutung geführt worden, daß Cumonts Fund, von dem ich nur durch die Anzeige von Hans Achelis wufste, mit einer bereits bekannten Schrift identisch sei. Erst hier in Berlin kam ich jedoch in die Lage, die Revue de l'instruction publique mit dem mir vorschwebenden Text zu vergleichen. Meine Ahnung hat sich bestätigt. Das Ineditum ist längst gedruckt und hat sogar seinerzeit schon ein kleine Diskussion hervorgerufen.

Die Geschichte unseres Stückes in der Wissenschaft beginnt mit dem Jahr 1608. Damals gab Frédéric Morel unter dem Titel: *Θεοφιλου Ἀλεξανδρείας λόγος, τίνι ὁμοιοῦται ἄνθρωπος* eine Homilie heraus, in der man auf den ersten Blick Cumonts Publikation wiederfindet. Nur ist die von Morel veröffentlichte Predigt eine wirkliche Homilie, ein in sich abgerundetes und harmonisches Ganze. Die von Cumont vorgelegte Fassung ist kürzer. Es fehlt die ganze Einleitung (Kap. 1—3); in der Wiedergabe der Allegorie vermischt man den größeren Teil der bei Morel stehenden näheren Ausmalungen und Paränesen. Der Schluß (Cumont 7, 17 ff.; Morel Kap. 17) ist auf beiden Seiten eigenartig gestaltet. Im übrigen aber decken sich die beiden Texte bis auf solche Varianten, wie sie bei jeder handschriftlichen Entwicklung sich selbstverständlich ergeben.

An Morels Edition schloß sich bald eine Kontroverse an, die sich um den Verfassernamen drehte. Im Laufe des 17. Jahr-

hundreds tauchten immer mehr Handschriften auf, die nicht Theophilus, sondern Christophorus von Alexandrien als Autor angaben. Gemeint konnte nur sein der von 817—848 regierende Patriarch (v. Gutschmid, Kleine Schriften II, 484), derselbe, der im Jahre 836 mit Hiob von Antiochien und Basilius von Jerusalem zusammen an den Kaiser Theophilus die bekannte Bittschrift richtete (Migne PG. 95, 343 ff.). Nachdem Leo Allatius (Ausgabe von Eustathius' Hexaëmeron p. 254), Lambec (comm. de bibl. Caes. Vind. VIII, 364), Cotelier (eccl. gr. monum. II, 669) auf handschriftliche Zeugnisse sich stützend für Christophorus als Verfasser eingetreten waren, hat J. A. Fabricius in seiner *Bibl. graeca* (Hamburg 1724) XII 656, den Streit abgeschlossen. Fabricius lieferte den unschwer zu erbringenden Nachweis, daß auch innere Gründe unsere Predigt beträchtlich unter die Zeit des Theophilus herabdrückten. Gleich im Eingang findet sich eine unverkennbare Anspielung auf die offenbar schon lang bestehende arabische Herrschaft (Kap. 3: ἀφ' οὗ δὲ ἐπῆλθεν ἡμῖν ὁ βαρὺς ζυγὸς τῶν Ἰσραηλιτῶν). Weniger schlagend, obwohl auch nicht unzutreffend ist sein Hinweis auf die in der Predigt vorausgesetzte Art der Heiligenverehrung. Fabricius hätte noch erwähnen können, daß auch der Einfluss des Areopagiten sich bei unserem Prediger bemerken läßt. Wenn er mit den Worten beginnt: πάντας μὲν, ἀγαπητοί, τοὺς κατὰ καιρὸν ἀρχιερεῖς τε καὶ ποιμέναρχας ὁ δὲ ἱμῶν καὶ ἐν ἡμῖν ἱεραρχῶν θεῖος λόγος διεγείρει, so ist der Anklang an die Sprache des Areopagiten für jedermann deutlich. Endlich dürfte noch erwähnt werden, daß Ägypten als Heimat der Schrift durch die eingeflochtene Erzählung vom Krokodil und Ichneumon gestützt wird.

Da Morels Ausgabe selten geworden war, hat Fabricius in seiner *Bibl. graeca* XII 657 ff. — bei Fabricius-Harles nicht wiederholt — die Predigt als Werk des Christophorus aufs neue gedruckt. Von da ist sie in Migne PG. 100, 1215 ff. übergegangen.

Aus dem bisher Nachgewiesenen darf nicht sofort der Schluss gezogen werden, daß das von Cumont publizierte Stück ein Auszug aus Christophorus sei. Diese Vermutung hat allerdings von vornherein alle Wahrscheinlichkeit für sich. Aber denkbar bleibt es an und für sich doch noch, daß „Hippolyt“ die Vorlage für Christophorus gebildet hätte. Die Homilie des Christophorus wäre dann ein naives Plagiat; allein eine derartige Benutzung einer früheren Schrift durch einen Späteren ist in der byzantinischen Literatur nicht ohne Beispiel.

Doch nur einen kurzen Augenblick bleibt diese Möglichkeit bestehen. Zunächst ist evident, daß der von Cumont publizierte Text erst nach Hippolyts Zeit konzipiert sein kann. Der Grund-

gedanke der ganzen Allegorie, die todbringende Macht der im Herzen des Menschen sitzenden Begierde, die Idee, dafs hinter der Begierde des Menschen der ihn verführende Dämon steht (4, 2), die Forderung, im Gedanken an den Tod ununterbrochen Buße zu tun (3, 5; 5, 4; 5, 10; 6, 24), die Anschauung, dafs der „menschenfreundliche Gott“ wohl mehrmals auch schwere Sünden verzeiht, aber schliesslich, wenn der Mensch immer wieder „zurückkehrt zu seinem Gespei (6, 27)“, doch seine Nachsicht ein Ende hat — das alles sind Ideen, die erst das Mönchtum in der griechischen Kirche aufgebracht hat. Einen Satz wie den: *οὕτως καὶ ἡμᾶς νεκροὶ ἢ ἁμαρτία μετὰ τὴν τέθνην, εἰ μὴ φθάσαντες διὰ μετανοίας ζωοποιήσωμεν ἑαυτοὺς* (5, 4), hätte Hippolyt, der Gegner Kallists, niemals schreiben können. — Auch von der sprachlichen Seite her liefse sich leicht zeigen, dafs der Stil des Stücks nicht in das Zeitalter Hippolyts paßt.

Ebenso sicher ist nachzuweisen, dafs Cumonts Text eine Verkürzung einer umfänglicheren Schrift ist. Auch bei Cumont sieht man, dafs das Stück eigentlich eine Predigt ist. Das geht aus der Anrede *ἀγαπητοί* 6, 29 und 4, 10 — denn hier ist *ἀγάπη* in *ἀγαπητοί* aufzulösen — klar hervor. Und doch fehlt der Erzählung die für eine Predigt unerläßliche Einleitung. Bei der Wiedergabe der Allegorie ist „Hippolyt“ nicht ungeschickt zu Werk gegangen. Grobe Fehler sind ihm nicht passiert. Aber an einigen Stellen merkt man doch noch deutlich, dafs etwas unbedingt Hergehöriges ausgefallen ist. In 6, 22 schreibt „Hippolyt“ ebenso wie Christophorus: *ὅτε σὺ ἠπόρησε πάσης ἀνθρώπινης βοήθειας*. Aber „Hippolyt“ hat vorher gar nicht erzählt, dafs der Bauer es überhaupt mit menschlicher Hilfe versuchte, während Christophorus ausführlich schildert, wie er sich zuerst an die Ärzte wendet. In 7, 15 stört bei Cumont ein zusammenhangswidriges Futurum: *κληρονομίσουσι, ὑπομενεῖ*. Hier, wo das Ende des Mannes geschildert werden sollte, mußte logischerweise in der Vergangenheit gesprochen werden. Bei Christophorus ist das Futurum wohl am Platz. Denn dort sind die bei Cumont als ein Urteil „Hippolyts“ erscheinenden Worte vielmehr eine Rede der Nachbarn, die dem Bauern das ihm bevorstehende Schicksal voraussagen. — Endlich ist noch der Schluss verräterisch. Christophorus faßt das Ganze in einer kurzen Paränese zusammen, „Hippolyt“ dagegen setzt 7, 17 ff. noch ein paar Exempel her, die jedoch auf einen ganz anderen Gedanken hinauslaufen, als die vorausgehende Allegorie.

Cumonts Fund ist also wirklich nichts anderes als ein Exzerpt aus der Predigt des Christophorus. Ein Abschreiber, dem die Fabel gefiel, hat sie aus der Homilie des Alexandriners ausgezogen. Ein Späterer erst hat das anonym gewordene Stück

mit dem für solche Fälle nicht unbeliebten Namen des Hippolyt geschmückt. Von ihm rührt dann wohl auch der Schluss her, durch den er — ungeschickt genug — dem Stück eine predigtartige Abrundung zu geben versuchte.

2.

Ein unbekannter Druck einer Schrift Eberlins von Günzburg.

Von

Otto Clemen (Zwickau i. S.).

In einem Oktavsammelbande der ehemaligen Universitätsbibliothek zu Helmstedt (Sign.: J 149) fand ich eine niederdeutsche Ausgabe einer Schrift Eberlins von Günzburg, die bisher nur in einer bei Johann Schwan von Marburg in Straßburg 1524 erschienen Quartausgabe bekannt war. Eberlin hat die Schrift im Spätsommer oder Herbst 1523 verfaßt und den Bürgern zu Rheinfeldern gewidmet, bei denen er kurz vorher eine Zeitlang geweiht hatte. Er hatte da die Erfahrung gemacht, daß es „etlichen besonderen Personen“ doch recht schwer wurde, von dem „alten Wesen“ sich loszulösen, betreffs anderer glaubte er befürchten zu müssen, daß sie seine Predigten bald vergessen und evangelische Büchlein und die heilige Schrift „der Länge halb“ nicht lesen möchten. Darum sandte er ihnen, um den Eindruck seiner Predigtthätigkeit bei ihnen zu vertiefen und zu verfestigen, eine Art Katechismus zu, eine kurze, kernige Zusammenfassung der neuen reformatorischen Gedanken über Rechtfertigung und Versöhnung, Glauben und gute Werke, Beten, Wallfahren, Kirchengehen, Buße und Beichten, über die Pflichten der Ehegatten, der Eltern und Kinder, Herren und Knechte — eben die in Rede stehende Schrift. Der Titel der hochdeutschen Ausgabe lautet: Ein schöner spiegel eins Christlichen lebens, gemacht durch Johan Eberlin von Gintzburg, zů lob vnnnd eer eim ersamen Rhat vnnnd gemeyn einer loblichē statt Reinfelden, allen Christgläubigen nützlich zů wifzen¹. Die niederdeutsche Ausgabe trägt folgenden Titel:

1) Neu gedruckt bei Enders, Johann Eberlin von Günzburg, Sämtliche Schriften, Bd. III. Halle a. S. 1902. S. 97 ff. Vgl. Radtkofer, Johann Eberlin von Günzburg. Nördlingen 1887. S. 175 ff.